

Pastoralfragen.

Gegen Rigorismus im Kirchenlied. In einem Artikel „Meßbuch oder Meßbücher?“ (Bened. Monatsschrift 1939, Heft 3/4) wendet sich der Beuroner Benediktiner P. Sebastian Gögler als Redakteur des alt-ehrwürdigen „Schott“ gegen die vielen neuen Meßbuchausgaben, die eine sehr unerfreuliche Zersplitterung zur Folge hätten. Seine sehr berechtigte Kritik faßt er schließlich in die Worte zusammen: „Dies immer neue Experimentieren, dies Alles-besser-wissen, diese vielerlei Willkür in liturgischer Praxis, diese Wichtigtuerei um unwesentliche Dinge, diese Einseitigkeit und würdelose Kleinlichkeit in der Kritik — ist das nicht der Tod liturgischen Geistes und eine ernste Gefahr für die schlichte und echte Frömmigkeit des Volkes? Wenn die Sachverständigen sich so wenig gegenseitig verstehen, woher soll dann das einfache Volk das wahre Verständnis für die heilige Liturgie bekommen? Entweder wird es ihr gleichgültig gegenüberstehen oder sich von der Kritiksucht und Überspanntheit anstecken lassen und dabei meinen, man sei „liturgisch...“

Die gleichen unerfreulichen Zustände oder vielmehr Bewegungen sind auf dem Gebiet des Kirchenliedes zu beklagen. Vor einiger Zeit schrieb mir ein junger Kirchenmusiker gelegentlich eines Briefwechsels über die Kirchenliedfrage: „Wir wollen den Kirchengesang erneuern vom ursprünglichen Choral aus... Der ursprüngliche Choral wird offenbar durch die 8. Messe (de Angelis) und vom 3. Credo nicht dargestellt.“ Das ist nicht etwa die Auffassung eines einzelnen, die keine weitere Beachtung verdient, sondern die Kollektivauffassung eines einflußreichen Kreises, der mit beneidenswerter Propagandakunst für seine Ideen wirbt. Norm für die gesamte Kirchenmusik, eingeschlossen das Kirchenlied, sollen also nicht die Choralweisen sein, die unserem heutigen an das Dur- und Moll-Geschlecht gewohnten Volk am ehesten eingänglich sind, sondern die herberen, ältesten Weisen in schwieriger aufzufassenden Kirchentonarten.

Mit Vorliebe berufen sich die Verfechter solcher radikaler Gedanken auf das *Motuproprio Pius' X.* vom 22. November 1903, besonders auf den Satz: „Eine Kirchenkomposition ist um so mehr kirchlich und liturgisch, je mehr sie sich in Anlage, Geist und Stimmung dem gregorianischen Gesang nähert.“ Aber ganz davon abgesehen, daß in diesen Worten keinerlei Unterscheidung zwischen ursprünglichen und jüngeren Choralweisen gemacht wird, befaßt sich das *Motuproprio* überhaupt nur mit der im unmittelbaren Dienst der feierlichen Liturgie stehenden Musik, wie nicht nur aus der Wesensbestimmung in § 1, sondern aus dem ganzen Verlauf der weiteren Ausführungen hervorgeht, nicht aber mit der außerliturgischen Musik, zu der das Kirchenlied in der Landessprache gehört. Dieses wird nur ein einzigesmal ganz flüchtig erwähnt, wo der Wunsch ausgesprochen wird, daß sich Bläserchöre bei Prozessionen, falls sie überhaupt vom Bischof zugelassen sind, auf Begleitung geistlicher Lieder beschränken. Dieses Schweigen über das Kirchenlied bedeutet zwar eine klare Grenzziehung, keineswegs aber eine Geringschätzung. War es doch gerade Pius X., der dem Kardinal Mercier für die Einführung des Kirchengesanges in der Volkssprache nach deutschem Muster seine lebhafteste Anerkennung ausgedrückt hat (Bäumker IV, S. 396). Wie alle positiven kirchlichen Gesetze, so sind auch die kirchenmusikalischen *strictae interpretationis*, und niemand darf sich das Recht anmaßen, ihre Verpflichtung weiter auszudehnen, als der Wortlaut fordert.

Mit klugem Vorbedacht hat das Motuproprio das kirchliche Volkslied außer Betracht gelassen, weil sich hier allgemeine Normen nicht aufstellen lassen als höchstens die eine selbstverständliche, daß das Lied die Gläubigen religiös fördern soll. Erwidert man, daß die Melodie selbst schon religiösen Charakter haben müsse, so darf man auf die Vieldeutigkeit der Musik hinweisen, auf die Tatsache, daß manche alte Kirchenlieder ursprünglich profanen Text hatten, daß selbst im „Kirchenlied“, das bewußt der Reform dienen will, sich Melodien finden, die mit weltlichem Text ebensogut in einem weltlichen Liederbuch stehen könnten (z. B. „Kommt her des Königs Aufgebot“, „Uns ruft die Stunde“, „Das Banner ist dem Herrn geweiht“, „Nun stehet alle, Mann für Mann“).

Der gregorianische Choral ist, wie die Kirche selbst, übervölkisch, überzeitlich und objektiv, das kirchliche Volkslied, wie jedes echte Volkslied, völkisch, subjektiv, zeitbedingt und blutbedingt, aus der Fühlweise eines Volkes herausgewachsen. Der Italiener, der Franzose, der Spanier, der Ungar singen anders als der Deutsche. Die alten Deutschen haben die gregorianischen Melodien schon gleich nach ihrer Übernahme dialektmäßig umgestaltet und haben später aus Motiven des Chorals oder auch aus freien Motiven das deutsche Kirchenlied als selbständige Gattung geformt und es im Idealfall mit subjektiver Empfindung zu erfüllen verstanden. Allen alten Liedern, die sich bis heute lebendig erhalten haben, ist diese subjektive Empfindung, dieser Blumenduft eigen, während die mehr objektiven Melodien dem Zug der Zeiten zum Opfer gefallen sind. Galvanische Ströme aber wecken nur ein Scheinleben. Man mag noch so sehr wünschen, daß das Urlied „Christ ist erstanden“ wieder allgemein gesungen werde, das Volk findet in neueren Liedern, wie „Christus ist erstanden“ oder „Das Grab ist leer“, eine lockendere Aufforderung zum Osterjubiläum. „Wer das Volk packen will“, schrieb mir unlängst ein Musikhochschulprofessor, „muß sich zu ihm niederbeugen.“ Das Kirchenlied ist nicht nur „Ersatz“ und nicht nur „Weg zum Choral“; es ist seit Jahrhunderten schon volljährig und eigenständig. Darum fehlt auch den Angriffen auf die Singmessen von Haas (sehr scharf z. B., ohne freilich den Namen zu nennen, bei Lipphardt in seinem Schriftchen „Choral und Pfarrgemeinde“ S. 44) jede innere Berechtigung.

Eines der Hauptziele unserer Objektivisten ist, das „Gefühl“ *zugunsten der rein objektiven Linie möglichst zu beseitigen*. Wo sich „das deutsche Gemüt“ regt, ist's schon verdächtig. „Gefühle sind für den religiösen Menschen unwesentlich“, wird uns da verkündet. So richtig das an sich ist, so wenig dürfen wir die Gefühle verachten; sie sind ein mächtiges Förderungsmittel der inneren Andacht. Das wirklich Sentimentale, Gefühlsduselige finden wir weit mehr in Frauenklöstern als beim schlichten Volk. „Ach, diese trockenen Gemüter“, schrieb mir einmal ein sehr bekannter musikpädagogischer Schriftsteller, „sie haben überhaupt kein Gemüt. Machen dafür in ‚Geist‘. Das Volk, das solchen Chorführern ausgeliefert würde, verhungerte und verdurstete in einer Wüste.“

Wenn solche überspitzte Reformgedanken schon in sich bedenklich sind, so sind sie heute bei der immer drohender werdenden Kirchenflucht geradezu eine Gefahr. Nichts ist solch unklugem Eifer herb und streng genug; ob das Volk etwas damit anzufangen weiß, wird nicht gefragt. Lieder dagegen, die das Volk liebt und mit Begeisterung singt, werden als Kitsch verachtet und an den Pranger gestellt. Besteht da noch ein Recht, bitter darüber zu klagen, daß

man nur mehr selten wirklichem Gemeindegesang begegne, „wo nicht mehr der einzelne singt, wo kein Mund stumm bleibt, wo in heiligem Singen der großen Gottesfamilie jedes Herz berührt und ergriffen ist von einem Geiste, einem Glauben, einer Zuversicht?“ (Anzeiger f. d. kath. Geistlichkeit Deutschlands, Juli 1938).

Einen merkwürdigen Satz lesen wir in dem bereits erwähnten Büchlein „Choral und Pfarrgemeinde“ von W. Lipphardt: „Wir sehen heute das Wesen der Kirchenmusik nicht mehr in konzertmäßigen Darbietungen, die zu musikalischem Genuß und zu religiöser Anregung dienen sollen, sondern im Opfer, das in Ernst und Hingebung zur Ehre Gottes dargebracht wird.“ In *konzertmäßigen Darbietungen* hat noch kein vernünftiger Christ das Wesen der Kirchenmusik erblickt. Daß sie aber nicht zu religiöser Anregung dienen soll, widerspricht dem Motuproprio Pius' X., wo an die Kirchenmusik die besondere Forderung ergeht, dem liturgischen Text „eine größere Kraft zu verleihen, damit die Gläubigen dadurch leichter zur Frömmigkeit angeregt werden und ihr Herz besser auf Erlangung der Gnadenfrüchte vorbereiten, die ihnen durch die Feier der göttlichen Geheimnisse zuteil werden“. Im Neuen Testament gibt es nur ein Opfer, das von Christus selbst dargebracht. Die diesen Wesensakt begleitenden Zeremonien sind laut dem Konzil von Trient (Sess. 22, c. 5) menschen dienstlich. Klare Begriffe sind Voraussetzung fruchtbarer Arbeit, freilich auch Zerstörer mancher Illusionen.

Das Kirchenlied steht im unmittelbaren Dienst der Seelsorge. „Der seelsorgliche Standpunkt ist beim Gottesdienst allein ausschlaggebend und lehnt mit aller Entschiedenheit ein Zuviel oder gar eine Ausschließlichkeit ab.“ So *Bischof Maximilian Kaller* in seiner Schrift „Singen und Seelsorge“. In einem Aufsatz der Zweimonatschrift „Die Seelsorge“ (Oktober/November 1938), der über das Hin und Her der heutigen Kirchenliedgespräche berichtet, wird auch die Meinung der einen Seite angeführt, daß zu dem Urteil, ob etwas Kitsch sei oder nicht, „ein ganz hervorragender kenntnisreicher Mann, ein ganz vorurteilsfreier weitherziger Charakter gehört. Das gilt vor allem für die Abwägung künstlerischer Mängel gegen religiöse Vorzüge. Wenn das Pilgerlied „Geleite durch die Welle“ Kitsch ist, wie behauptet worden ist, wäre noch immer zu fragen, ob dieser angebliche Kitsch angesichts der langen und weithin bewährten religiösen Wirkung in Kauf zu nehmen ist, oder nicht“. Wie man auch immer persönlich über dieses Lied denken mag, der hier ausgesprochene Grundsatz ist und bleibt richtig.

Kirchenliedsammlungen für das Volk werden darum immer Zugeständnisse machen müssen. Auch die geplanten Einheitslieder, die bei der heutigen Verwirrung unserer Frage überhaupt noch nicht zusammenstellbar sind, ohne sich wiederum dem Schicksal der früheren auszusetzen, werden an Kompromissen nicht vorbeikommen. „Nun ist ja die Kirchenliedfrage wieder ein eigenes, wichtiges und schwieriges Problem. Jedenfalls wird das Einheitsgesangbuch für ganz Deutschland noch lange auf sich warten lassen; denn bei der tiefen Verwurzelung des Kirchenliedes im Volk verdient alles edel Volkstümliche und Traditionelle ehrfürchtige Berücksichtigung. Man darf nicht heute schon reif haben wollen, was eine lange organische Entwicklung voraussetzt“ (P. Seb. Gögler O. S. B. im eingangs zitierten Aufsatz). Mußte doch selbst das Düsseldorfer „Kirchenlied“, obwohl in erster Linie für die Jugend bestimmt, weitgehende Zugeständnisse machen. Es enthält z. B. auch das Lied „Meerstern, ich dich grüße“, das *Gotttron* — ob mit Recht oder Unrecht, bleibe dahingestellt — zu

den Musterbeispielen zählt, wie ein Kirchenlied nicht sein soll, und das jedenfalls viel schwächere „Himmelsau, licht und blau“. Ein deutscher Bischof mahnte jüngst in einem Pastoral Schreiben an seinen Klerus, das auch die Kirchenliedfrage weitherzig behandelt: „Nur die Gläubigen zu nichts vergewaltigen, was nicht innerlich berechtigt oder notwendig ist!“ Man darf eben die Begegnung mit der Wirklichkeit nicht scheuen, die auf die Dauer doch nicht zu umgehen ist. Es ist die ewige Spannung zwischen Idealismus und Realismus, Jugend und Alter, zu schnell und zu langsam, a priori und a posteriori.

Wir sind keineswegs Gegner einer Reform. Aber ein falsch gewählter Ansatzpunkt müßte verhängnisvolle Folgen haben. Wenn heute in Kreisen von Gesangspädagogen das Schwinden der stimmlichen Schulung und Chorkultur beklagt wird, dann ist, wie ein Fachmann schreibt, „die kalte Ablehnung des Schönen und Gemütvollen in den Jugendbewegungen bis auf den heutigen Tag“ einer von den Gründen für diesen Rückgang („Die Kirchenmusik“, Jan. 1939, in der Abhandlung „Stimmbildung“). Wir haben erst unlängst das Fiasko des Expressionismus erlebt. Auch das war eine Angelegenheit von Feinschmeckern, die nie Angelegenheit des Volkes geworden ist und darum trotz der Hochzüchtung durch die Presse von selbst absterben mußte. Das Volk ist eben doch die größere Macht. Es ist nicht so, daß unser Ohr durch die Entwicklung der Musik nach Dur und Moll nur verbildet worden wäre (Lipphardt in seinem wiederholt erwähnten Büchlein), es ist dadurch auch gebildet worden. Ganz neue Ausdrucksmöglichkeiten sind so gewonnen worden.

Der Choral ist außerordentlich differenziert im Formalen, bildet darum auch für den heutigen Musiker eine unerschöpfliche Quelle melodischer Motive, er ist aber wenig differenziert im Stimmungsausdruck. Das ist für ihn Recht und Pflicht, denn es gehört zum liturgischen Stil. Er kann, ohne sich etwas zu vergeben, das Resurrexi des Ostersonntags mit einer Melodie umkleiden, die das moderne Ohr kaum als jubelndes Frohlocken empfindet. Lassen wir den Choral doch in seiner Domäne! Er hat gar keine Eroberungsgelüste und keine Sehnsucht, sich neue Gebiete anzugliedern. Der außerliturgische Stil hat eine andere Aufgabe. Er soll das seelisch Differenzierte, soweit es einer Gemeinschaft frommt, für die Seelsorge nutzbar machen. Ein Weihnachtslied soll eine andere Stimmung ausstrahlen als ein Osterlied oder ein Passionslied, ein Marienlied eine andere als ein Lied zum heiligen Michael. Gefühle sind nicht auszumerzen, sondern zu vertiefen und zu veredeln. *Das ist der richtige Ansatzpunkt für eine Reform, die vom Volk willige Aufnahme erhoffen darf.* Hier können uns die vielen alten Lieder, die auch heute noch lebendig sind, die Kraft mit tiefer Empfindung paaren, Muster und Vorbild sein.

München.

Josef Kreitmaier S. J.

Unterbrechung der Sumptio Sanguinis. Ein Pfarrer muß jeden Sonntag binieren. Die Frühmesse hält er in einer Filialkirche, in welcher das Allerheiligste nicht aufbewahrt wird. Die Zahl der Kommunizierenden wechselt von Sonntag zu Sonntag. Manchmal hat er 10 bis 15 heilige Hostien übrig, deren Sumption ihm wegen Trockenheit des Mundes nur sehr schwer gelingt. Ein paarmal hat er diese Erfahrung gemacht; dann aber kommt er der Schwierigkeit zuvor, indem er vor der Austeilung der heiligen Kommunion nur die Hälfte des heiligen Blutes trinkt und nach der Sumption der übrig gebliebenen heiligen Hostien die andere Hälfte.